

Abend:



Zeitung.

177.

Dienstag, am 26. Juli 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Hell).

### Mutterklage.

Sind beide meine Kinder,  
Doch ich liebe sie nicht gleich;  
Ach, verdien' ich d'rum sie minder,  
Bin ich strafbar d'rum vor Euch?

Gleich zu pflegen, gleich zu wiegen,  
Gleich zu kosen, wohl ist's schwer —  
Dennoch könnt' ich das ersiegen,  
Gleich zu lieben? nimmermehr!

Nennt die Wesen, nennt die Triebe,  
Denen gleiches Recht gehört,  
Denen gleichgetheilte Liebe  
Eine Menschenbrust gewährt.

Wenn das Zwillingpaar vom Leben  
Wird begrüßt mit einem Strahl,  
Hat der Mutter Wonne-Beben  
Schon getroffen eine Wahl.

Schnellverwaiste Löwin, nisten  
Möcht' ich doch wie Du! — Dein Kind  
Herrscht allein an Deinen Brüsten,  
Nur ein einzig, einzig Kind! —

A. v. Maltitz.

### Flüchtige Gedanken über erhabene Gegenstände.

(Fortsetzung.)

3.

O ihr Athanasisten! gebt uns nur recht prak-  
tisch schlagende Beweise! um dieß zu erzielen,

möchte ich Euch rathen, uns — statt wie B\*\*\* den  
Verstand mit den Kettenkugeln metaphysischer Syllogis-  
men, oder wie H\*\*\* die Phantasie mit den Glühkugeln  
poetischer Beschreibungen aus der anderen Welt (über  
deren „Wie“ wir denn doch Alle zusammen nicht das  
Geringsste wissen) zu kaptiviren, vielmehr mit einem  
Pandamonion, wo möglich, aus dem wirklichen  
Leben aufgegriffener, in deren Ermanglung aber wenig-  
stens poetisch-geschaffener Götterwesen aus der Men-  
schenwelt (ich kannte deren einige Wenige, aber sie leb-  
ten Alle nicht lange, was mit einem weisen Weltplane  
zusammenzuhängen scheint) zu umgeben und uns der-  
gestalt zu dem Ausrufe zu nöthigen: „Rein! Solche  
Wesen können nicht untergehen!“ wenn wir auch über  
die Art und Weise ihrer Fortexistenz weder Etwas wissen,  
noch früher Etwas erfahren können, als bis — wir es  
sicher nicht mehr ausplaudern. Daß der trockne nüchterne  
Verstand mit seinen Beweisen nicht weit reiche und höch-  
stens die Ketten-Angriffe des Materialismus aus dem  
Felde zu schlagen vermöge, ist allgemein angenommen;  
wer meint heut zu Tage auch noch mit dem ontologi-  
schen Beweise, der in seiner Durchführung denn doch  
noch immer der Triumph des theoretischen Verstandes,  
auslangen zu können? Aber gegen die Ausschweifungen  
der Phantasie verfahren wir noch immer nicht mit  
gehöriger Strenge. Wir bringen es nicht dahin, die  
Reiselustige von der Wanderung von einem Sterne zum  
andern abzuhalten, die sie auch immerhin im Geiste  
antreten möchten, wosfern sie nur in der Wahrheit

ihre Reisebilder uns für nichts anders, als für Ausflüsse einer reichen und schönen Einbildungskraft, für holde Träume und sinnige Feenmärchen, denen vielleicht kein Stäubchen Realität zu Grunde liegt, ausgeben wollten.

## 6.

Aber dieser unverthilgbare Zug zu den ewigen Sternen, zum Dome der Unendlichkeit hinauf? — Die uns innewohnende Unmöglichkeit, uns den Aufflug in eine bessere Welt zu versinnlichen, ja nur zu denken? — Dieser Aufflug nach jenseits — wovon der Flug nach den Sternen allerdings ein durchaus unabweisliches sinnliches Bild, soll ja auch nicht versinnlicht und mit seinem „Wie“ gedacht werden. Halte Dich an das „Ob“, und lasse das „Wie“ dem ewigen Weltenvater anheimgestellt! Ohne Zweifel wird der Allgütige Dich dereinst mit einem schöneren, wundervolleren Wunder überraschen, als Du es selbst mit der feurigsten Phantasie zu erdenken oder vielmehr zu exträumen vermagst. Erwiesener Maßen ist der Raum eine Form der sinnlichen Anschauung, von der es zweifelhaft, ob sie, abgesehen von der Subjektivität unserer hiesigen Existenz, auch in einem weiteren Folgeleben für uns bestehe. Mit welchem besseren Rechte, als — dem einer höchstens nicht unwahrscheinlichen Hypothese, tragen wir denn nun dasjenige, was mit dem, in Bezug auf das Wesen der Dinge so problematischen Raume in so untrennbarer Verbindung steht, wie der unendliche Sternhimmel und die über ihn ausgegossene Milchstraße von Welten, — auf das künftige Leben über? — Ist es denn nicht des ewigen Vaters weit würdiger, daß er uns nach dem Tode in eine Existenzweise hinüber versetze, die mit dem Erdenleben gar Nichts gemein hat und zu welcher aus Letzterem gar keine Analogienbrücke hinüberführt. Durch diese göttliche Verfügung braucht ja die Erinnerung an den früheren unvollkommeneren Zustand hienieden eben nicht aufgehoben zu seyn, sie verhütet nur jeden möglichen vorwärtigen Hinüberblick vom Dies- in's Jenseits; so hat der Stockblindgeborene keinen Blick in die sichtbare Welt, wohl aber der später zur Sehkraft gelangte einen Rückblick in die frühere Nacht der Blindheit. — Ich halte mich auch in Vernunftfachen so gern an Christi Lehre; verwies uns aber wohl der Herr in irgend einer Bibelstelle mit unseren Hoffnungen an die Sterne, die doch seinem Blicke eben so nahe und fern lagen, als den unseren? Von den Sternen schwieg er, aber er sagte: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Gemüth ist es gekom-

men, was Gott Jenen bestimmt hat, die ihn lieben.“ — Aber die Erhabenheit, die unseren nach den Sternen gerichteten Hoffnungen innewohnt? — Sie ist eigentlich mehr eine sinnliche Anschaulichkeit, als das, wofür sie sich ausgeben will. Erhabener ist die, — wenn auch sinnlich-leerer Vorstellung, welche der unerfaßlich-wundervollen Allmacht des Ewigen mehr entspricht und eine größere Unzählbarkeit vernünftiger Wesen zugleich ihrem Ziele zuführt. Beides gilt von der Ansicht, nach welcher im Gegensatz zu der Sternenwanderung — in allen den unzähligen Welten des unendlichen Weltalls lauter verschiedenartige Wesen wohnen, lauter Individuen — ausgestrahlte verkörperte Gedanken der Einen ewigen Weltseele, welche alle der Moment des Todes auf eine Existenzstufe versetzt, die vielleicht mit dem Raume überhaupt — nichts mehr gemein hat und auch über die kühnste Vorstellung des erleuchtetsten Jupiterbewohners hinaus liegt. Erhabener, als der ganze Sternenhimmel mit seiner äußeren — ist die Menschenseele mit ihrer inneren Unendlichkeit. Darum:

„Nicht von Sphäre richt' auf Sphäre —  
Nein, auf's All den geist'gen Blick;  
Dein Gebet sey: „Welle, lehre  
Friedlich in Dein Meer zurück!“

## 7.

Wo liegt denn nun aber die andere Welt? — Dort, wo sie Jean Paul in seinem Campanerthale mit folgenden ewigen Worten hierherversetzt — doch wohl, nota bene, nur für den guten Menschen; denn wo sie für den Bösewicht liege, dieß zu erfahren fühle ich vor der Hand noch wenig persönliches Interesse. Seine ewigen Worte aber lauten:

„Es giebt eine innere, in unserem Herzen hängende Geisterwelt, die mitten aus dem Gewölke der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht. Ich meine das innere Universum der Tugend, der Schönheit und der Wahrheit, drei innere Himmel und Welten, die weder Theile, noch Ausflüsse und Absenker, noch Kopien der äußern sind. — Dieses innere Universum, das noch herrlicher und bewundernswerther ist, als das äußere, braucht einen andern Himmel, als den über uns und eine höhere Welt, als die sich an einer Sonne wärmt. Daher sagt man mit Recht, nicht die zweite Erde oder Weltkugel, sondern die zweite Welt, d. h. eine andere, jenseits des Universums. — Der Dreiklang der Tugend, der Wahrheit und der Schönheit, der aus einer Sphärenmusik genommen ist, rufet uns aus dieser

dumpfen Erde heraus und rufet uns die Nähe einer melodischen zu."

## S.

In einem der genialsten, phantasievollsten Werke der neuesten Literatur, welches überaus viel Schönes und Sinniges über unsere Unsterblichkeit und das „Wie“ unserer Folgeexistenz uns mittheilt und das ich in meiner Ueberschrift näher bezeichnete, vermisste ich jedoch mit Schmerz jenes „praktische Gefühl,“ welches uns oft mit einem kleinen, aus der Tiefe des Lebens gegriffenen Zuge einen festeren Glauben, eine freudigere Ueberzeugung giebt, als es alle Zaubersprüche der glänzendsten Argumentationen, alle Zauberwerke der glühendsten Phantasieschöpfungen zu thun vermögen. Es hält schwer, sich darüber deutlich auszusprechen. Folgendes dürfte es jedoch wenigstens einigermaßen versinnlichen. Der verehrte Verfasser beschreibt uns die raffiniertesten, freilich vom edelsten Geiste durchdrungenen und dadurch gleichsam idealisirten Genüsse der physischen und geistigen Existenz hienieden; er bringt uns mit edlen, interessanten Menschen in Verbindung, knüpft mit denselben die geistreichsten Gespräche an und setzt uns mit ihnen — obgleich selten, vielleicht ein einziges Mal, an einem Sterbebette — in entscheidende, lebendurchschütternde Situationen, in denen das Gefühl auf die Spitze gestellt und gewissermaßen genöthigt wird, sich über das Ja oder Nein „der großen Lebensfrage über das Leben hinaus“ entschieden auszusprechen; bei alle dem vermisste ich aber mit tiefstem Schmerze das *punctum saliens*, das höchste Tribunal in solchen Fragen, — das Einführen eines gemüthlichen Familienlebens in den Kreis des aufgerollten Lebensbildes oder Lebensromans. Der Verfasser verkehrt fast nur mit fremden Menschen, an welche ihn und mit ihm auch uns — ja doch keine Bande von so unzerreißbarer Natur knüpfen, daß wir aufschreien müssen im innigsten Herzensgeföhle: „O nein! — Sie können ihm, sie können uns, die er mit sich gleichsam zu identifiziren verstand in seiner künstlerischen Schöpfung, nicht für ewig entrisßen seyn!“ Nur im Vorbeigehen erwähnt er seiner Familie; nirgends tritt sie redend und handelnd auf; nirgends hat sie mit den zartesten, heiligsten Verhältnissen, die sein sonst so göttliches Buch berührt, etwas zu schaffen. Die nächsten geliebtesten Gestalten seiner Umgebung stehen nur als stumme Aufwärter in der Vorhalle, nirgends als feiernde Priester im Allerheiligsten seines Tempels. Lebhafter als früher

ergriff mich bei dieser Betrachtung die schon lange gehegte Ueberzeugung, das wahre, überwältigende Buch über die menschliche Unsterblichkeit und über die göttlichen Dinge überhaupt könne und werde in keiner andern als in der Form eines von gelegentlichlichen Reflexionen gehörig erläuterten Familienromanes geschrieben werden. Jean Paul's Kampanerthal und Selina streiften ohne Zweifel zum Theil an diese Aufgabe, der nur einigermaßen genügenden Lösung derselben dürfte darin hauptsächlich entgegen stehen: Daß der schwere Ballast der Reflexionen und Phantasiefloskeln, welche hier ja nur zum Materiale des großen Kunstbaues gehören sollen, das leichte Luftschiff des Geföhles, das uns ja eigentlich nach oben heben soll, bei Weitem überwiegt, daß die Kunstschöpfung eben deshalb allzulehrt und überverblümt und daher zu wenig gemüthlich ausgefallen ist und daß sie also mit einem Familienroman, aus dem jeder einfache, gute Mensch seine fromme Ueberzeugung zu schöpfen oder zu stärken im Stande seyn soll, durchaus nichts gemein hat. Wie hoch steht in dieser Hinsicht über ihm unser anfangsgerühmter Verfasser, aus dem jeder einfache Hausvater sich zu erbauen vermag und der auch dem tiefsten Denker noch immer Stoff zum Nachdenken giebt; gleichwie Mozart's unsterbliche Tongebilde zugleich den Laien entzücken und den Künstler zu nie endenden Studien anregen. (Fortsetzung folgt.)

## Aphorisme.

Das Herz, welches die seiner Liebe unwürdigen Gegenstände mit Leidenschaft umfaßt, gleicht, wenn diese erloschen, einem ausgebrannten Vulkan, der in seinem todtten kalten Krater jetzt nur die Schlacken seiner einstigen Glut verbirgt. Julie v. Grossmann.

## Der blühende Apfelbaum.

Ich und mein Liebchen standen  
Entzückt vor einem Apfelbaum;  
Im Schnee der Blüthen fanden  
Wir ein grünes Blättchen kaum.

Da sprach die holde Liebe:  
„Wie bald, wenn Windesflügel fauft,  
Sind all' die Blüthentriebe  
Abgeschüttelt und zerfauft.“

„Wohl wahr,“ rief ich dagegen;  
„Doch wie ich ihn mit Dir geseh'n,  
So reich an Blüthensegen  
Bleibt er ewig vor mir steh'n!“

Adolf Hube.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Korrespondenz-Nachrichten.

## Aus Wien.

(Fortsetzung)

Indessen sollte das musikalische Jubeljahr doch noch mit ein paar interessanten Erscheinungen schließen. Denken Sie nur! sogar die neue Welt hat uns zu guter Letzt eine Harfenspielerin gesandt: Miß Eduarda di Bolivia (ich weiß diesen Augenblick nicht mehr, ob aus New-York oder Philadelphia), eine reizende Amerikanerin. Manchen wollte es gar nicht einleuchten, wie man Amerikanerin und Harfenspielerin seyn könne und sie behaupteten, man könne in Amerika nur eine Art Spiel: das Börsenspiel; dem sey indessen wie ihm wolle, Miß Eduarda gefiel, obgleich ich nicht genau zu sagen weiß, ob ihrer Harfe wegen und ob sie darauf Franklin oder Washington spielte, (man verzeihe diesen Ausdruck, sagt man ja doch auch „Soet h e t a n z e n“) oder ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen, von welcher unsere hiesigen Kritiker ganz berückt schienen. — Ein ernstlicherer Gegenstand der Besprechung und, fast möchte man sagen, des kritischen Streites war Rossini's endlich mit voller Orchesterbesetzung zu wiederholten Malen im k. k. Redoutensaale zur Aufführung gelangtes „Stabat mater“. Die Einen, und zwar die strengen Stylisten, die Anhänger des kirchlichen ancien regime bestreiten ihm sehr seine hehre religiöse Weihe, beschuldigen ihn des sich überall kundgebenden modern-weltlichen Sinnes und berufen sich zur Unterstützung ihrer Behauptung auf Pergolesi, Palestrina, Allegri, Haydn als erhabene Muster echten Kirchenstiles; die andere liberalere Parthei geht mehr vom allgemein musikalischen Standpunkte aus, weist auf die in Rossini's Werke hervortretenden reichen und schönen, großartig ausgeführten Gedanken hin, und vindizirt auf diese Weise, sich über die systematischen Anforderungen und pedantischen Uebertreibungen einer Schule hinaussetzend das Recht des Genies, seinen eigenen Weg zu gehen oder vielmehr seinen eigenen Flug zu fliegen. Wie gewöhnlich liegt vermuthlich auch hier die Wahrheit in der Mitte und die gemäßigte Parthei dürfte den Streit dahin entscheiden, daß der Dichter und Künstler sich immerhin in jedem Fache eine neue Bahn brechen könne, ohne deshalb alle hergebrachte Normen und Regeln des Systems zu verachten. Auch muß berücksichtigt werden, daß bei einem Werke, wie das in Rede stehende, gewiß nicht wenig auf den Ort der Aufführung ankomme, und daß die erhabene Elegie des „Stabat mater“ ganz anders in den ehrwürdigen, geheimnißvoll dunkeln Räumen eines mittelalterlichen Domes ertönen und auf die Gemüther der Hörenden wirken würde, als in einem modernen, taghellen, goldglänzenden Saale. — Interessant wurde die Produktion des „Stabat mater“ überdies noch durch den Umstand, daß der gerade hier anwesende Ritter Donizetti, ich glaube auf ausdrücklichen Wunsch Rossini's selbst, die Direktion der Aufführung übernommen hatte, gewiß ein glänzender Accessoir der letzteren und ein bemerkenswerthes Moment für die dereinstige Geschichte des „Stabat mater“. Nun einmal schon von Donizetti sprechend, scheint es nicht unpassend zu seyn, gleich seiner neuesten, eigens für das Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore geschriebenen Oper (den eigentlichen Grund seiner hiesigen Anwesenheit) zu gedenken. „Linda di Chamounix“, Opera semiseria, so heißt das jüngste Kind der Donizettischen Tonmuse, einer, wie Sie wissen, der jetzt fruchtbarsten Göttinnen im musikalischen Himmel. Dreimal glückliche Stunde der Geburt dieses Götterkindes, es wurde der Retter der schon fast periklitis-

renden italienischen Opernsaison, die weder durch ihr Repertoire, noch durch ihre Sänger im Stande war, den Glanz früherer Jahre zu erreichen, wenigstens nicht in den Augen eines bis auf's Aeußerste verwöhnten und lederen Publikums. Leider vermehrten hinzugekommene Unfälle, Unpäßlichkeiten u. dgl., vielleicht auch ein Bißchen Vorurtheil den Uebelstand, und, wie gesagt, wer weiß, was aus der italienischen Oper geworden wäre ohne die brillante Erscheinung der Linda. Nach dem einstimmigen Urtheile der Kritiker — meine aparte Meinung will ich in dieser Beziehung gutmüthig der Gesamtstimme unterordnen — vereinigt diese neueste Tonbildung Donizetti's alle Vorzüge einer acht italienischen Oper in sich, ja sie übertrifft viele ihrer Mitbewestern sogar an Gediegenheit und harmonischer Einheit, und somit hat denn der Dichter der Anna Bolena, Parisina, Lucretia Borgia ic. seinem Ruhmeskranze ein frisches Reiß eingeflochten. Das Libretto lieferte Rossini, es hat dem Maestro eine effektreiche Handlung als Substrat dargeboten, woraus denn ein gelungenes und gerundetes Kunstganzes entsprungen. Der Erfolg dieser Oper ist ein äußerst splendider zu nennen, sie wurde nun mehr denn 10 Mal bei immer zahlreich besuchtem Hause gegeben und wird wohl bis an das nun schon nahe Ende der Saison der wirksamste Magnet bleiben. Donizetti dirigirte die ersten Aufführungen der Linda persönlich. — Ein minder glänzendes Schicksal erlebte eine andere Novität Pacini's: „Saffo“. Das pretentiosere Publikum wollte ihr keinen Geschmack abgewinnen. „Saffo“ wurde ursprünglich für das Theater San Carlo, die Titelrolle für Francilla Piris geschrieben, auch fand sie dort Beifall, hier unter veränderten Konjunkturen und bei einer vielleicht weniger genügenden Besetzung schloß es an den günstigen Bedingungen, um russiren zu können. — Außer den in meinem früheren Referate namhaft gemachten italienischen Opern kamen nun noch Merkadante's: „Il Bravo“ und Donizetti's: „Lucia di Lamermoor“ an die Reihe, natürlich für uns keine Novitäten mehr. — Ueber ein kleines stehen wir wieder am Vorabende unserer deutschen Oper, die bis jetzt beiläufig Zeit genug gehabt hätte, sich zu erholen und mit irgend einer bedeutenden Leistung aufzutreten. Für den Anfang der Saison dürfte indessen nichts zu hoffen seyn, da ja gerade in diesem Augenblicke eine unserer Gesangskoryphäen — Jenny Luxer — an der Themse in Ruhm und Goldernten begriffen ist und wohl nicht so schnell zurückkehren wird als es eben wünschenswerth wäre. — Bald hätte ich noch eines von der trifflichen Tänzerin Blangy in Scene gesetzt und beifällig aufgenommenen neuen Ballets zu erwähnen verstanden, es heißt: „Gisella oder die Willis“, dasselbe, welches mit so außerordentlichem Erfolge über das Operntheater in Paris schritt und die Herren A. Georges, Theophile, Gantier und Corally zu seinen Urhebern hat. Dem Blangy erzählte als Gisella und ist eine ausgezeichnete Akquisition für unser Ballet. — Um meinen Bericht zu vollenden, muß ich auch noch des während der früheren Konzertzeit aufgeführten großen Oratoriums „Noah“ von Preyer gedenken, eines Werkes, dem gründliche und ernste musikalische Studien die Entstehung gegeben und das auch vielseitige Anerkennung gefunden. Der als wackerer musikalischer Kunsttrichter bekannte Heinrich Adami hat einen trefflichen Text dazu geliefert und dadurch einen praktischen Beweis seiner tieferen Kenntniß der poetisch-musikalischen Kombination abgelegt. —

(Fortsetzung folgt.)